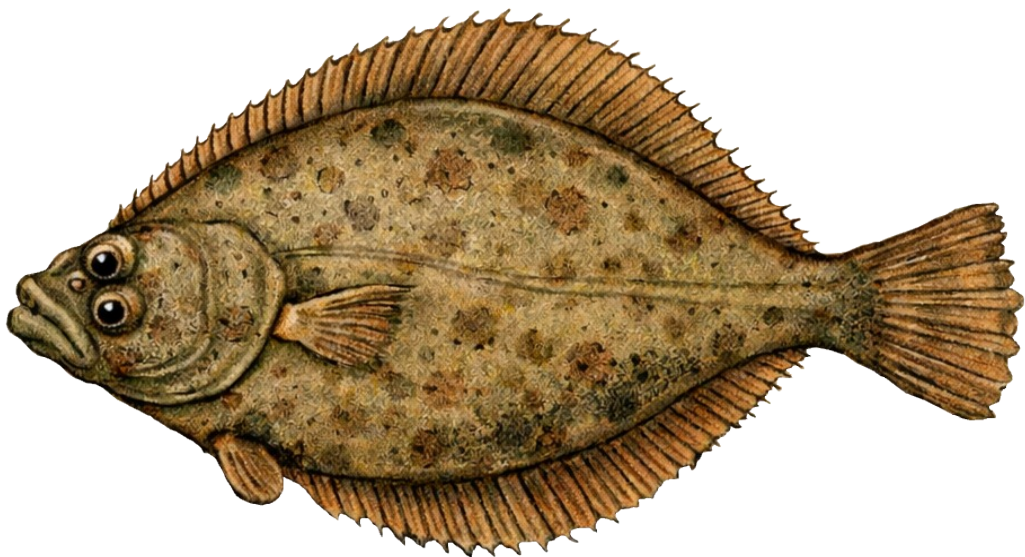


# DER SELIGE GUIDO

Die Flunder von Rena



Geschichten der Seligen

Nikolas von Schaam

# Der Mensch

Als die Welt noch salziger war und der Wind in den Marschen Namen kannte, lag im Meer im Süden die Insel Rena. Es war ein Ort aus Schilf, Tang und krummen Dächern, die sich tief gegen den Himmel duckten, als hätten sie den Sturm schon im Gebälk wachsen hören.

Dort wurde Guido geboren.

Niemand wusste recht, ob er an einem Morgen zur Welt gekommen war oder bei Nacht. Die Alten behaupteten, man habe im selben Augenblick drei Dinge gesehen: einen Silberstreif auf dem Wasser, einen Kormoran auf dem größten Schiffsmast und eine einzelne Flunder, die sich gegen die Strömung stemmte, als wolle sie ans Ufer zurück. Seitdem hieß es, das Meer selbst habe das Kind gemustert und nicht abgewiesen.

Guido wuchs auf zwischen Prielen und Schlick, zwischen Fischerbooten, Trossen und Fässern. Er war kein großer Mann, und wenn er in seinem groben Wollkittel am Hafen stand, hätte man ihn leicht für einen gewöhnlichen Lastträger gehalten. Aber er hatte Augen, in denen das Wetter früher ankam als in den Wolken. Und wenn er die Hände in die Marscherde grub, sagte er oft:

„Das Land redet. Man muss nur tief genug zuhören.“

Und als er Rena vor Plünderern rettete, in dem er sich im Sand eingrub und auf sie lauerte, wurde er von allen geachtet und mit größten Respekt behandelt. So erhielt er den Namen die Flunder von Rena.



## Der Durst

Die kleine Inseln und Halligen, flache Stücke Land, die sich kaum über das Meer erhoben. Auf manchen gab es Weiden, auf manchen nur Vögel, Schafe und Menschen mit wetterharten Gesichtern. Das Meer schenkte ihnen Fische, Salz und Wege – aber kaum Süßwasser. Regen wurde in Zisternen gesammelt, jeder Tropfen gehütet wie ein Silberstück. Und wenn ein trockener Wind wochenlang über das Land strich, wurden die Tonnen leer, die Lippen spröde und die Gebete kurz.

In einer solchen Zeit kam ein Boot von einer anderen Insel nach Rena. Es war so leicht, dass es mehr aus Hoffnung als aus Holz zu bestehen schien. Darin saßen zwei Frauen, ein Junge und ein alter Mann, dessen Stimme wie aus einer Muschel klang.

„Unser Wasser ist gekippt“, sagte er. „Die letzte Tonne schmeckt nach Moder. Die Kinder trinken Salzwasser. Und die Alten schweigen zu lange.“

Der Dorfvoigt von Rena hob die Schultern.

„Wir haben selbst nicht im Überfluss.“

Die Händler rechneten.

Die Schiffer schauten zu den dunklen Wolken am Horizont.

Der Inselrat diskutierte über die vor kurzem gesichteten Seeräuber.

Nur Guido fragte die Ankömmlinge: „Wie viele seid ihr?“

„Zu viele, um zu verdursten. Zu wenige, um die Welt zu kümmern.“

Da ging Guido hinaus zum Speicher, in dem die Fässer lagerten. Er klopfte auf Dauben, prüfte Reifen, schob mit eigener Schulter schwere Tonnen übers Pflaster und lud sie auf sein Boot. Sein Ziel war das Festland.



## Der Sturm und die Räuber

Der Sturm erwischte ihn hinter den Sandbänken, dort, wo das Meer so trügerisch friedlich aussieht, als wäre es ein Tuch über einem Messer. Der Himmel wurde grünlich wie alter Zinnspan, und der Wind begann in den Segeln zu reißen.

Guido war allein an Bord.

Die Wellen schlugen gegen den Rumpf, als wollten sie ihn zurückschicken. Das Tau schnitt ihm in die Hände. Regen kam quer wie Kiesel. Ein Fass riss los, dann ein zweites. Guido stemmte sich dagegen, warf sich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers dagegen und brüllte in den Sturm:

„Nicht die hier! Die sind nicht für euch!“

Da, so erzählt man, geschah das erste Wunder – oder das erste von vielen kleinen, die später keiner mehr auseinanderhalten konnte. Denn obwohl der Wind tobte, obwohl die Wellen das Boot aufhoben und wieder fallen ließen, ging kein einziges Fass über Bord.

Und Guido, durchnässt bis auf die Knochen, lachte plötzlich laut, mitten in der Gefahr. Nicht aus Trotz allein, sondern aus jener seltsamen Freude, die Menschen manchmal überkommt, wenn sie erkennen, dass ihre Angst nicht größer ist als ihre Aufgabe.

Als er die Küste und einen kleinen Hafen erreichte, war es schon Nacht. Doch er legte sich nicht zu Ruhe. Er füllte die Fässer mit Wasser und hievte sie zurück auf das Schiff. Bier nahm er dazu, nicht für den Übermut, sondern für die Kraft – denn gutes, schwaches Bier hielt sich besser als manches Wasser, nährte die Müden und tröstete die Verzagten.

Und so fuhr er wieder los, in die aufgehende Sonne und die Wellen hinein.

Doch nicht nur der Sturm lag zwischen den Inseln und dem Festland. In jenen Jahren trieben Seeräuber ihr Unwesen an den Küsten. Manche kamen aus dem Norden, andere aus den Mündungen ferner Flüsse, wieder andere waren nichts als hungrnde Männer mit Messern, die sich selbst zu Herren der See ernannt hatten. Sie nahmen Salz, Fische, Stoffe, Lampenöl – und alles, was man zu Geld oder gegen Rum eintauschen konnte.

Und kurz nach dem ablegen sah er sie. Ein schlankes, schwarzes Schiff mit rotem Tuch am Mast.

Es schnitt durchs Wasser wie ein Haifisch durch einen Schwarm Heringe. Bald hörte Guido schon das Rufen der Männer, das Klirren von Haken, das höhnische Gelächter.

„He, Schiffer! Übergib deine Fracht!“

Guido stellte sich ans Steuer und rief zurück:

„Es ist nur Wasser und Bier!“

„Umso besser!“

Sie kamen längsseits, fünf Männer mit salzverkrusteten Bärten, Narben, Lederwesten und Augen, in denen die Gier wohnte wie ein Mieter ohne Kündigungsrecht.

Ihr Anführer sprang als Erster auf Guidos Boot.

„Also, Flunder“, sagte er grinsend, „du übergibst jetzt alles. Vielleicht lassen wir dir sogar den Eimer.“

Guido sah ihn ruhig an.

„Wenn ich's euch gebe, trinken heute Abend Kinder Salzwasser.“

Der Räuber zuckte mit den Schultern.

„Dann lernen sie eben früh, wie die Welt ist.“

Da wurde Guido sehr still.

Nicht zornig, nicht laut. Nur still, wie das Watt vor dem Umschlag der Tide.

„Dann“, sagte er, „solltet ihr heute lernen, wie die Welt auch sein kann.“

Was genau dann geschah, darüber streiten sich die Chronisten bis heute.

Einige sagen, Guido habe nur das Tau gelöst, das die beiden Schiffe zusammenhielt, und der plötzliche Schwell habe die Piraten aus dem Gleichgewicht gebracht.

Anderer behaupten, er habe dem Anführer mit einer nassen Schöpfkelle so hart gegen die Stirn geschlagen, dass der Mann rückwärts in die See fiel.

Und die, die märchenhafte Geschichten mögen erzählen, dass in diesem Augenblick ein ganzer Schwarm Fludern gegen den Rumpf der Räuberbark prallte, als wäre das Meer selbst auf Guidos Seite gewesen.

Sicher ist nur: Die Seeräuber verloren den Vorteil. Sie zogen ab, fluchend, gedemütigt und mit dem festen Vorsatz, sich ein leichteres Opfer zu suchen. Später verbreitete sich unter ihnen das Gerücht, auf den Küstengewässern fahre ein kleiner, zäher Mann, den man besser in Frieden lasse, weil Sturm und Untiefe ihm gehorchten wie Hunde einem Pfeifen.



# Die Erlösung

Nach einer langen Fahrt erreichte die die durstige Insel, die sein Deren Bewohner standen am Ufer, bleich und schweigend, als sähen sie ein Gespenst aus Schaum und Tang anlanden.

Guido sprang ins seichte Wasser, knietief im Schlick, und rief:  
„Nun schaut nicht so, als käme ich zur Beichte! Holt Seile! Und Becher!“

Die ersten Kinder bekamen Wasser. Die Alten tranken langsam, als müssten sie erst lernen, dem Leben wieder zu glauben. Die Frauen weinten nicht, weil auf den Inseln die Tränen zu kostbar waren – aber sie legten Guido die Hände an die Schultern, als prüften sie, ob er wirklich aus Fleisch und nicht aus einer Legende entsprang.

In dieser Nacht saß er mit ihnen in einer niedrigen Stube, trank das dünne Bier aus einem Zinnbecher und hörte den Regen auf das Dach schlagen.

„Warum tust du das?“ fragte ein Mädchen mit Sommersprossen.  
Guido sah in seinen Becher.

„Weil Durst eine gemeine Art von Not ist“, sagte er. „Er macht selbst gute Menschen klein. Und niemand soll klein werden, nur weil das Meer zu groß ist.“

Von da an fuhr Guido immer wieder.

Wenn irgendwo die Zisternen faulten, wenn Trockenheit die Inseln ausdörnte, wenn eine Sturmflut Brunnen versalzte oder der Sommer die Sammelbecken leerte, dann hieß es bald in den Marschen:

„Schickt nach Guido.“

Oder kürzer:

„Die Flunder fährt.“

Er brachte Wasser in Fässern, Bier in Tonnen, manchmal auch Brot, Hafer, Kräuter, aber immer Trost und Freude. Nicht selten fanden Menschen, die wenig Geld besaßen, vor ihrer Tür oder an ihrem Tisch einen Krug voller Bier, wie aus dem Nichts. Und in der Ferne sah man Guido wortlos auf sein Schiff steigen.



# Die Legende

Niemand bleibt ewig auf dem Meer.

Guido wurde älter, auch wenn der Wind ihn nie krumm bekam. Sein Bart wurde heller, seine Hände knotiger, seine Schultern schwerer. Doch noch immer fuhr er, wenn Not war.

Seine letzte Reise unternahm er in einem Frühjahr, das kalt und trocken zugleich war. Eine ferne Insel hatte um Hilfe geschickt. Wieder fehlte Wasser. Wieder waren die Speicher knapp.

„Schick einen Jünger“, baten die Leute in Rena.

„Die Jungen wissen den Weg“, sagte Guido, „aber sie kennen noch nicht jede Laune des Wassers.“

Also fuhr er selbst.

Man sah sein Boot noch lange auf dem grauen Band zwischen Himmel und See. Klein, flach, unbeirrbar. Dann kam Nebel auf.

Er kehrte nicht am selben Abend zurück. Nicht am nächsten Morgen,

nicht in der nächsten Woche.

Man suchte nach ihm. Man fand Treibholz, ein halbes Tau, später einen Fassdeckel mit eingeritztem Kreuz. Aber man fand keinen Leichnam, kein Wrack, kein klares Ende. Man sprach darüber, dass er in den Norden gefahren ist, um mehr Menschen vor dem Durst zu bewahren. Aber nie sollte jemand genaueres erfahren.

Nur eines geschah:

Auf jener fernen Insel, die fast aufgegeben hatte, standen am dritten Tag plötzlich drei Wasserfässer und eine Biertonne am Ufer, festgezurret an einem Pfahl, trocken über der Hochwassermarke, als hätte sie jemand mit großer Sorgfalt dort hinterlassen.

Niemand wusste, wie sie dorthin gekommen waren. Die Inselbewohner tranken. Sie überlebten.

Von da an war Guido nicht mehr nur ein Mann aus Rena.

Er war der Selige Guido,

Schutzpatron der Durstigen, Beschützer des Marschlandes,

Noch heute, so sagen die Leute an der Küste, soll man in sehr

trockenen Sommern oder vor schlimmen Sturmfluten draußen auf dem Wasser manchmal ein sonderbares Boot sehen. Nicht groß, nicht stolz, eher breit und geduldig.

Und wenn dann am nächsten Morgen auf einer Hallig, einer Insel oder in einer einsamen Kate am Deich plötzlich, wie aus dem nichts, ein frisches Fass Wasser steht oder, noch öfters, ein großes, ehrliches Bier steht, das mehr Mut als Rausch spendet, dann nicken die Alten nur und sagen:

„Er fährt noch.“

„Wer?“

Und sie antworten:

„Na, wer wohl?“

Guido.

Die Flunder von Rena.“

